



LILIENFELD  
VERLAG

*Leseprobe*



HERBERT SCHLÜTER  
**NACH FÜNF JAHREN**  
Roman  
© Lilienfeld Verlag  
ISBN 978-3-940357-06-9

## ERSTER TEIL

### I.

Als ich Victoria das erste Mal besuchte, war ich dreizehn Jahre alt. Ich kannte sie schon länger, von jenen alle Mitglieder der Verwandtschaft zusammenfassenden Festen des bürgerlichen Lebens her, wie sie Begräbnisse und Hochzeiten darstellen. Aber ich kannte sie doch nur von weitem und sozusagen von unten: sechsjährig und achtjährig. Die Jahre 1914 bis 1918 verbrachte meine Cousine am Vierwaldstätter See. Anfang 1919 kehrte sie dann nach Deutschland zurück, um ihr Erbe im Märkischen anzutreten: einen mittelgroßen Landsitz, der ihr von ihrem schon lange verwitweten Vater zugedacht worden war. Ihr Vater, mein Onkel, starb im Spätherbst 1918, ein paar Tage vor dem Waffenstillstand. Im Vorfrühling des darauf folgenden Jahres kam Victoria zurück, in eine regenfeuchte, trostlose Mark, dreißigjährig, mit einem leichten Augenschaden, ein wenig nervös, unruhig und ruhebedürftig in einem.

In den „großen Ferien“ eines der folgenden Jahre schickte man mich zu ihr aufs Land.

Ein Wagen holte mich an der Station ab. Man fuhr eine halbe Stunde durch einen Buchenforst, dann an Roggenfeldern vorbei. Von weitem sah man einen See, der sehr groß und unbewegt erschien.

Ich traf meine Cousine auf einer von Blumen und Blattgerank halb verdüsterten Terrasse, die sich ein paar Stufen über der ebenen Erde befand. Es war gegen sechs Uhr. Es war noch jemand bei ihr, ein alter Freund des Hauses und spezieller Freund ihres Vaters, ein Pfarrer in mittleren Jahren.

„Da kommst du gerade recht zum Tee“, empfing mich meine Cousine, als ich aus dem Wagen kletterte. Sie gab mir einen leichten Kuß auf die Stirn und schob mich dann zu dem geistlichen Herrn. „Mein jüngster Freund und Cousin“, sagte sie und lachte leise. Der Pfarrer drückte mir mit einem ernsten Lächeln die Hand. Er hatte dunkelgraues Haar und graublau Augen.

Ich bekam Tee und Kuchen. Den Tee gab es in einem bäuerlich bunten Porzellan, mit dem meine Cousine vor uns, mit einer Art verheimlichter Hast, handierte. Ihre Hände waren etwas stark für eine Frau, aber weiß und sehr gepflegt. Ihr Gesicht war beinahe breit, mit Backenknochen, die ein wenig hervorstanden, und mit großen braunen Augen. Die Gesichtshaut war bleich, wodurch ihr dunkelblondes Haar fast ganz dunkel erschien. Alles in allem war sie ein Typ, in dem sich die Urbevölkerung der Mark repräsentiert.

Ich habe wenig Erinnerungen an diesen ersten Tee. Es waren hauptsächlich Namen, die mir sogleich im Gedächtnis haften blieben und die meine Phantasie anregten. So der Name des Schweizer Ortes, in dem Victoria die vier Jahre verbracht hatte. Ich fand ihn drollig und zerbrach mir, beim leisen Nachsprechen, die Zunge an ihm. Auch Genf wurde erwähnt und

viele Personennamen, von denen ich einige aus der Zeitung kannte.

Der Pfarrer hatte uns verlassen. Es schien mir, da der hellharte Blick seiner stahlblauen Augen fort war, ein bißchen dunkler geworden zu sein. Vom Dorf her klangen die Glocken der kleinen Kirche. Um die Gegend des Sees herum stiegen Nebel auf.

„Früher“, erklärte meine Cousine mir, „waren das alles Sümpfe hier. Sümpfe, die vielleicht ein heißes Jahrzehnt austrocknete. Dann Urwald. Aber zuerst Sümpfe.“

Ich erinnere mich sehr gut, daß ihre Worte, so vernünftig sie waren, mir einen ganz kleinen, mehr wohlig spannenden als schreckenden Schauer einflößten.

„Wirklich?“ fragte ich neugierig, „lauter Sümpfe?“

„Natürlich“, erwiderte sie trocken, „der Schrotsee ist ja ein Rest davon.“ Das war der See, an dem ich vorher von weitem vorübergefahren war. Er gehörte zu Victorias Beszung.

„Wenn du etwa Lust zu angeln hast?“ fragte sie. „Mir ist das zu langweilig. Robert hat gestern nachts Netze ausgelegt.“

„Nachts?“ fragte ich, „macht man das immer nachts?“

„Ich weiß nicht“, antwortete sie, versonnen und beinahe etwas mürrisch, „natürlich nachts. Das wird wohl am besten sein, wenn die Fische dann alle schlafen.“

Da ich lachen mußte, sah sie mich freundlich an und lachte mit. Dann machte sie eine fahrig, rudernde Bewegung mit den Armen, stand auf und sagte: „Nun komm, wir wollen ein bißchen gehen.“ Wir gingen zum See hinunter. Victoria sumnte etwas vor sich

hin. Ab und zu bückte sie sich und pflückte am Rande des Roggenfeldes Mohn- und Kornblumen.

„Die stellen wir nachher in dein Zimmer, wenn du sie magst“, sagte sie und summt dann ihre Melodie weiter. Sie war auf eine stille Weise mit sich, mit ihren Gedanken beschäftigt. Wenn sie etwas sagte, sah sie mich selten dabei an. Tat sie es dennoch, geschah es mit einem Ausdruck plötzlicher Aufmerksamkeit, gleichsam freundlichen Erstauntseins über meine bis dahin ignorierte Anwesenheit. So kam ich bald dazu, sie für etwas zerstreut zu halten.

Schon von weitem hatte ich auf dem See ein Ruderboot bemerkt. Victoria erklärte mir, wer die Insassen waren. Der große Junge, der mit langen, gleichmäßigen Schlägen ruderte, war Robert, der Gärtnerbursche. Sein Vater besaß große Mustergärtnereien, eine dreiviertel Stunde mit dem Wagen von hier entfernt. Das Mädchen, das steuerte, war Isolde Perbom, die Nichte des Pfarrers, den ich bei meiner Ankunft kennengelernt hatte, Tochter eines pensionierten Landrats.

Die Kinder winkten uns zu. Wir gingen zum Anlegesteg und erwarteten sie dort. Isolde stieg zuerst aus. Sie bat mich dabei um meine Hand. Als sie sie nahm, lächelte sie. Es war ein freundliches Lächeln, das ihr eine gewisse Reife gab. Ich hielt sie für fünfzehn Jahre alt, Robert, der sechzehn – oder vielleicht schon sieben – Jahre alt war, sprang nach ihr aus dem Boot. Er war sommersprossig, rotblond, und sein Gesicht trug den Ausdruck einer wilden Scheu.

Victoria behandelte die beiden als Erwachsene. Aufmerksam hörte sie Isoldes Bericht, wie sie ins Schilf

geraten waren und wie sie lange vergebens sich bemüht hätten, wieder loszukommen. Aber Robert hatte es ihr mit der Strömung erklärt, die dort herrschen sollte. Der See stand über einen anderen See mit der Havel in Verbindung. Victoria warnte sie zerstreut vor dem Schilf.

Wir gingen den See entlang. Er war unbewegt, von Nebeln bedeckt. Sehr weit in der Ferne ahnte man das Ufer.

„Dahinter ist ein großer Kiefernforst“, erklärte Victoria, die meinem Blick gefolgt war, „ich habe ihn neu-lich verkauft.“

Ich beobachtete Robert. Er schwieg. Während Isolde über das Schilf berichtete – mit vielen Details –, schritt er unwillkürlich schneller aus, als wollte er vermeiden, in die Unterhaltung gezogen zu werden. Sein mageres Gesicht hatte etwas Verschlussenes. Sein Ausdruck war zugleich wild und scheu, zugleich intelligent und ein wenig verschüchtert. Es zeigte eigentlich viele Vorbedingungen, unsympathisch zu wirken, aber es wirkte nicht so – trotz hochstehender Backenknochen, eines unsteten Blicks graublauer Augen und einer rotblonden Mähne über einer allerdings wohlgeformten Stirn. Er schwieg, als Isolde sprach. Ihr Sprechen war ein ängstliches Verhüllen. Was mich wunderte, war, daß Victoria das nicht zu bemerken schien. Diese Kinder – „Kind“ nur noch in ihrer Abhängigkeit – hatten ein Geheimnis zu hüten. Es war klar, welches. Ich fühlte mich ihnen spontan verbündet in Mitleid. Das klingt seltsam. Aber mit dreizehn Jahren kann man noch eine milde, fast

göttliche Überlegenheit über die Übel des Geschlechtes beweisen, die man bereits ahnt, theoretisch auch kennt – eine süße Überlegenheit, die noch lange zu dauern keineswegs bestimmt ist.

Victoria bat Robert oft, mit ihr zu essen – ein wenig zum Verdruß ihres Gärtners Berthold, bei dem Robert volontierte und der glaubte, daß diese Mahlzeiten nur dazu dienen könnten, Roberts Stolz und Auflehnung zu nähren. Victoria wußte wohl, warum sie, wenn irgend möglich, mit Robert aß. Er war, wie sie mir erklärte – aber das war ein paar Tage später –, „ein Mensch von geistigen und künstlerischen Interessen“, der sein Gärtnertum nur einer bösen Laune seines Vaters verdankte. Ich erfuhr, daß sein Vater, der Inhaber großer Mustergärtnereien, ihn gegen seinen Willen zwang, Gärtner zu werden, während er doch ganz offenbar Lust und Talent zum Bildermalen bewies und vorerst gern in der Schule, aus der ihn sein Vater herausgenommen hatte, geblieben wäre. Robert war bis vor einem halben Jahr in einem Landerziehungsheim erzogen worden. Seine Eltern hatten in Scheidung gelebt, man hatte das Kind der Mutter zugesprochen, die sich aber, da eine ungeheure Reiselust sie packte, nicht imstande sah, selber dem Knaben eine störungsfreie Erziehung zu geben. Als nun vor kurzem die Mutter auf einer ihrer Reisen plötzlich starb, stellte sich heraus, daß sie Robert keinerlei Besitz hinterließ. Dieser Umstand erteilte Roberts Vater die Sorge um seinen Sohn. Er machte es sich leicht, indem er ihn kurzerhand aus der Landschule,

die ihm instinktiv unsympathisch war, zurückholte, ihn in einen Overall steckte und zu gärtnerischen Arbeiten anhielt. Derlei Arbeiten waren ihm nun von der Landschule her vertraut; in den väterlichen Gärten jedoch und unter der nörgelnden Aufsicht des Vaters widerstrebten sie ihm. So empfand er es schon als Erleichterung, in einem fremden Besitztum arbeiten zu dürfen.

Victorias alter Gärtner, Berthold, war ein schlichter Mann, der Roberts Vater um dessen unglücklicher Ehe willen bedauerte und der in Robert nichts als einen unfolgsamen, durch eine leichtsinnige Mutter verdorbenen Sohn sah, der im übrigen seine guten Seiten haben mochte. Er bekümmerte sich nicht allzuviel um seinen Volontär. Schließlich sah er in ihm auch den Erben einer der vollkommensten Gärtnereien, die es mit denen in Erfurt wohl aufnehmen konnte. – Daß Victoria Robert so sichtbar auszeichnete, hielt er freilich für eine falsche Methode der Erziehung. „Sie setzt dem jungen Menschen“, so äußerte er sich zu seiner Frau, „nur Rosinen in den Kopf.“ In der Tat war Robert ziemlich frei, was zwar nicht mehr bedeutete, als daß er über viel freie Zeit verfügte.

War der Fall Roberts problematisch genug, so schien der Isoldes zunächst ganz einfach zu liegen. Sie ging in Potsdam zur Schule (in die Untersekunda), die sie von ihrem väterlichen Hause aus mit dem Auto-bus in einer halben Stunde erreichte. Vor einem halben Jahr hatte sie bei einem Besuch mit ihrem Onkel auf dem Gut Victorias Robert kennengelernt. Robert, der außer mit Victoria mit niemandem sonst sprechen



konnte, teilte sich in einer sonderbar weichen Stimmung Isolde mit, sprach in großen Worten von seiner Verbannung, seiner Schule, den Freunden, die er dort zurückgelassen hatte, und von seiner Sehnsucht nach Freiheit. Er führte sie in sein Zimmer, eine Dachkammer, die nicht unfreundlich ausgestattet war und Bilder, Bücher, Fotos, Tagebücher und Reliquien mancher Art barg. Er zeigte Isolde Bilder und Skizzen. Isolde ersah nicht viel daraus, sie verstand nichts von Bildern. Sie beschränkte sich darauf, „ah“ und „hübsch“ zu sagen oder die Perspektive zu kontrollieren. Vor einer Zeichnung – sie stellte ein klassisches Motiv dar, einen kleinen Jungen rittlings auf den Schultern eines Älteren (Faun und Bacchus) – verweilte Isolde besonders lange, sei es, daß ihr im Moment kein neuer Ausruf der Zustimmung einfiel – sei es, weil ihr das Thema gefiel. Robert betrachtete sie leise lächelnd. Plötzlich wandte sie den Kopf ihm zu und errötete. Da küßte Robert sie.

Diese Geschichte vom Ursprung ihrer Beziehung erfuhr ich natürlich nicht schon an jenem Abend, an dem wir mit Victoria am Seeufer spazierengingen. Ich hörte sie während späterer Aufenthalte bei Victoria, wobei mein neugieriges Interesse und ihre freundschaftliche Sucht, sich mitzuteilen, sich glücklich begegneten.